

Predigt von Bischof Rudolf Voderholzer, Regensburg,  
bei der 70. Vertriebenenwallfahrt im Erzbistum Bamberg nach Vierzehnheiligen  
am Sonntag, 06. September 2015

Liebe Schwestern und Brüder im Herrn!

Während wir hier zur Wallfahrt beisammen sind, spielen sich auf dem Hauptbahnhof in München und in den Einrichtungen der Flüchtlingsaufnahme vor allem hier in Bayern Szenen ab, die niemanden unberührt lassen können; besonders nicht diejenigen, die entweder selbst vor 70 Jahren ein ähnliches Schicksal erlebt haben oder die, wie ich, familiär verbunden sind mit Menschen, die infolge von Krieg und Vertreibung ebenso mit dem Zug, oft in Viehwaggonen, hier in der neuen Heimat ankamen.

Ich habe es in Regensburg schon einmal berichtet, und ich möchte es auch hier in Erinnerung rufen, was man sich in der Familie meiner Mutter über die erlebte gute Aufnahme immer erzählt hat: Die Familie meiner Mutter kam 1946 in einem Viehwaggon aus dem Sudetenland in Bayern an. Sie wurden ohne Umschweife und ohne lange zu fragen einer Bauernfamilie in Oberbayern zugewiesen. Zu viert, und nachdem der Vater aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekommen war, dann zu fünft, bewohnten sie dort ein Zimmer im ersten Stock. Zuhause hatten sie selbst einen Bauernhof, jetzt mussten sie einer Familie zur Last fallen. Meiner Großmutter ist dies sehr schwer gefallen. Als der Bauer am ersten Abend vom Feld kommend meine Großmutter begrüßte, lud er sie ein, zum Abendessen nach unten zu kommen. Meine Großmutter gab schüchtern zu bedenken: „Wir sind aber fei zu viert!“ Worauf der Bauer nur erwiderte: „Ich habe Euch nicht gefragt, wie viel Ihr seid.“ Diese Geschichte wurde in meiner Familie immer wieder erzählt als Beispiel für wahre, weil *bedingungslose*, Gastfreundschaft und um die Dankbarkeit in Erinnerung zu halten.

Freilich gab es auch andere Erfahrungen: Warum sie nicht wieder heimgingen, dorthin wo sie hergekommen sind, fragten einige, die nicht informiert waren. Mein Religionslehrer, der Kapuziner-Pater Victricius Berndt, auch er von der Heimat abgeschnitten, geboren in Pomeisl im Saazer Land und aufgewachsen in Waltsch bei Karlsbad, pflegte darauf zu antworten: „Auf den Knien würden wir heimrutschen, wenn uns nur die Heimkehr möglich wäre.“

Liebe Schwestern und Brüder im Herrn,

wer durch Krieg, Terror und Zerstörung der Heimat auf der Flucht ist, wer um Leib und Leben fürchten muss, wer die Ermordung oder Vergewaltigung von Angehörigen, Nachbarn oder Freunden miterleben musste, und wer erst einmal nicht mehr zurückkehren kann und bei uns Zuflucht sucht, der muss offene Herzen, offene Grenzen und offene Türen vorfinden. Dies heute zu bekunden, sind wir nicht nur der Menschlichkeit, sondern unserer eigenen Geschichte schuldig, ganz abgesehen von der christlichen Weisung, wie sie uns heute in der Lesung wieder einmal nahe gebracht wurde. Freilich brauchen wir eine deutschlandweite, eine europaweite Solidarität, wir brauchen Initiativen zur Bekämpfung der Fluchtursachen. Um all das muss die Politik sich bemühen. Aber jetzt sind Flüchtlinge da bei uns. Und die Politiker sollen wissen, dass es uns gibt, die ihnen den Rücken stärken, wenn es um eine menschliche Aufnahme geht.

Die Heimatvertriebenen, die 1945/46 aus dem Sudetenland und aus Schlesien und aus vielen anderen Gegenden in den Westen gekommen sind, haben eine – ja man darf es heute anlässlich dieses Jubiläums ruhig sagen – ein beispiellose Integrationsleistung vollbracht.

Voraussetzung war die gemeinsame Kultur, mehr noch: der gemeinsame Glaube. Dafür steht auch eine Wallfahrt wie diese hier nach Vierzehnheiligen, die heuer zum 70. Mal stattfindet. Die Verehrung der 14 Heiligen, darunter die heiligen Vitus und Georg, die heilige Barbara und die heilige Katharina, war den Heimatvertriebenen bekannt. Die Kirche bot die geistige Heimat. In der Kirche hat man Verwandte und Bekannte wieder getroffen, sich unter Tränen in die Arme geschlossen, die altvertrauten Lieder gesungen usw.

Die Generation meiner Mutter, und es sind viele von ihr unter Ihnen, haben nach dem Krieg nicht nur eine neue Heimat gefunden, sondern diese auch wieder aufzubauen geholfen.

Das gilt in besonderer Weise auch für die Kirche selbst. Als Bischof sehe ich es heute noch viel klarer, als es mir immer schon bewusst war: Die Bistümer in Bayern haben aus den Reihen der Heimatvertriebenen überdurchschnittlich viel Priesternachwuchs bekommen; das Gleiche gilt für die Ordensgemeinschaften – wir haben heute ja auch viele Ordensfrauen unter uns; und auch das Leben in den Pfarrgemeinden, in den Vereinen und Verbänden ist durch die Heimatvertriebenen ungemein bereichert worden. Als Bischof kann ich dafür nur von Herzen dankbar sein! Der Glaube, die gemeinsame Gebetsprache, die gemeinsame Basis in den letzten Überzeugungen ist ein, wenn nicht der entscheidende Integrationsfaktor!

Und damit sind wir bei dem Evangelium, das uns die Kirche heute zur Verkündigung vorlegt: Von einem „Taubstummen“ war die Rede im Evangelium, den Jesus heilt, indem er ihm Mund und Ohren berührt und – der Evangelist überliefert uns ein Wort in der Muttersprache Jesu – mit dem Ruf „effata“, das heißt „öffne dich“ gleichsam aufschließt und so in die menschliche Gemeinschaft hereinholt. Die Einheitsübersetzung spricht von einem „Taubstummen“. Wir wissen heute, dass diese Bezeichnung diskriminierend ist. Von Stummheit kann nämlich keine Rede sein. Das Problem ist die Taubheit, die Gehörlosigkeit, das Versagen dieses neben den Augen so großartigen Sinnesorganes. Und weil er sich selbst nicht hört, seine Laute nicht mit denen der anderen vergleichen und deshalb auch nicht korrigieren kann, deshalb hat er nicht gelernt, seine Stimmbänder und seine Zunge so zu gebrauchen, dass er sich verständlich ausdrücken kann.

Die Kirchenväter haben dieses Evangelium immer auch in einer aktualisierenden Weise auf ihre Zeit hin gedeutet, und das ist es auch für uns aktuell, wie mir scheint. Es gibt nicht nur die körperliche Gehörlosigkeit, die den Menschen weitgehend vom sozialen Leben abschneidet. Es gibt eine Gehörlosigkeit, eine Schwerhörigkeit Gott und seinem Wort gegenüber, an der unsere Zeit oftmals krankt. Nur wer Gottes Wort hört, in sich einlässt und sich von ihm her bestimmen lässt, wird auch im geistigen Sinn die richtigen Worte finden und den Weg des Lebens. Wer aber nicht mehr auf Gottes Wort hört, der wird geistig stumm und verarmt. Wir erleben es im Blick auf unser menschliches Zusammenleben: Ehe und Familie, Treue und Verlässlichkeit, aber auch die Kraft, Schweres zu tragen – all das leidet, wo Gottes Wort ausgesperrt wird und wir uns in die geistige Sprachlosigkeit verlieren. Dann wird zwar viel geredet, aber nichts Substantielles mehr gesagt, wovon der Mensch leben könnte. Mit der Schwerhörigkeit oder gar Taubheit Gott gegenüber verliert sich dann auch die Fähigkeit, zu beten, das heißt mit ihm und zu ihm zu sprechen. So verliert das Leben seine Mitte, seinen Sinn und sein Ziel.

Liebe Schwestern und Brüder im Herrn! Seit alters her gehört der „Effata-Ritus“ zu unserer Taufe. Jesus hat bei unserer Taufe auch zu mir und dir gesagt: „Effata – tu dich auf!“. Und es wurde

für uns gebetet, dass wir offen seien für Gottes Wort, und es auch weitersagen und beantworten im Gebet.

Ich durfte, liebe Schwestern und Brüder, in den vergangenen Tagen eine Pilgergruppe auf den Spuren des heiligen Paulus in Griechenland begleiten, und heute vor acht Tagen waren wir in Philippi und haben die Eucharistie gefeiert dort, wo der Überlieferung nach Paulus erstmals den Boden des europäischen Festlandes betreten und mit Lydia, der Purpurchändlerin, die erste Europäerin getauft hat (vgl. Apostelgeschichte, 16. Kapitel). Es war ein bewegendes Erlebnis, und wir haben uns nicht nur unserer eigenen Taufe erinnert, sondern uns auch bewusst gemacht: Europa ist nicht in erster Linie ein Wirtschaftsraum; Europa ist nicht geworden durch den Euro, sondern durch das Evangelium, die Frohe Botschaft. Europa basiert auf dem christlichen Glauben, auf der jüdisch-christlichen Tradition, die uns die Offenbarung des dreifaltigen Gottes vermittelt. Europa ist als geistige Größe die Synthese von christlich-jüdischem Gottesglauben und dem Besten aus der griechischen und römischen Welt.

All die Ereignisse, die uns jetzt bedrängen, die Wirtschaftskrise in Griechenland, aber auch das Flüchtlingsdrama bei uns, sie rufen uns in Erinnerung: Nur ein Europa, das sich seiner Wurzeln bewusst ist, das auf diese großen Fundamente gestützt ist, mit seinen aus dem Glauben geschöpften Werten wie Solidarität, Nächstenliebe, Würde des Menschen, sowohl des ungeborenen wie des schwachen und hilflosen Lebens, Freiheit der Religionsausübung, Ächtung jeder Gewalt im Namen Gottes usw., nur ein solches Europa wird die Herausforderungen bewältigen können, die vor uns stehen.

Und geben wir den Menschen, die zu uns kommen und vielleicht besonders unseren Wohlstand im Auge haben, das Zeugnis, das wir mehr und Wichtigeres zu bieten haben. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, der Mensch, er stirbt vom Brot allein (Franz Kamphaus). Das sollen die Menschen, die zu uns kommen, sehen und schätzen lernen: Den Glauben an den dreifaltigen Gott, der zur Liebe befähigt und eine Hoffnung begründet über Grab und Tod hinaus.

Wir tun uns, unserem Land und dem Kontinent Europa den größten Dienst, wenn wir diesen unseren Glauben nähren und stärken lassen an einem Tag wie diesem; wenn wir uns neu öffnen lassen für Gottes Wort und das Wort des Glaubens, damit wir mit neuer Freude den Glauben auch bekennen, den wir von unseren Vorfahren überliefert bekommen haben, denen er die Kraft gab, auch schwere und schwerste Stunden zu bestehen.

Liebe Schwestern und Brüder, uns umgeben hier in dieser wunderbaren Basilika die 14 heiligen Nothelfer. Aber wir wissen uns auch begleitet von den vielen Heiligen, die in der alten Heimat hochverehrt und geschätzt werden: die heilige Anna, die heilige Hedwig, der heilige Johannes Nepomuk und viele mehr.

Ihr vierzehn Nothelfer, ihr Heiligen der alten und der neuen Heimat, bittet für uns! Amen.